

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 269.

Mittwoch, 17. November.

1915.

(17. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

Roman von Edela Müll.

(Nachdruck verboten.)

Frau von Grümm war eine bescheidene Dame, die nur sprach, wenn man zu ihr sprach, und die auch nicht einmal sonderlich zu beobachten schien. Sie hatte etwas Müdes und einen verschleierten, toten Blick, als horchte sie nur nach innen und als habe sie keine besondere Freude an der Musik, auf die sie horchte.

Auch Erloff von Grümm, der schöne Ulan, verhielt sich sehr still. Ob es ihm nicht lohnte oder ob ihn das Fremdsein in dem Kreis, in den er nur erst am Abend einbrach, genierte, war schwer zu entscheiden. Er trug ein glänzendes Brill und sah sehr gut aus mit seinem kurzblonden Haar, das sich trotz der Kürze krauselte, und seinen prachtvollen, braunen Augen. Er hatte dasselbe Gesicht wie Schwestern Buch, nur um vieles hochmütiger, und war sehr schlank und lang gemacht.

Er beobachtete, und sagte auch nur gerade das, was er wußte, um seiner Dame gegenüber Cavalier zu bleiben — kein Wort, keine Geste zu viel! Seine Dame war Gabriele v. Barten, die sich an ihrem rechten Nachbarn schadlos hielt — es war Otto. Die beiden kannten sich längst sehr gut. Otto war zum Entsezen der Besson zu allen Tageszeiten in ihrem Heim zu finden, zu Tisch, zum Kaffee, ja schon zum zweiten Frühstück, wenn Gabriele nicht Probe hatte. Abends war er im Theater, oder wenn sie mal theaterfrei war, verbrachte er auch die Abende mit der neuen Freundin.

"Mais mon cher Otto, du genierst uns, das geht nicht, du mußt zu Hause bleibe — woas denke die Vaite — in maine Haus is kaine chambre garnie für Herren!" Das hatte ihm die Besson schon einige Male gesagt, aber es verschlug nichts. Die beiden saßen dann stundenlang in Gabriels kleinem Salon, und es flang, als überhöre er ihr die Nollen.

"Nicht so brüll!" verwahrte Tante Mademoiselle zuweilen und klöpfte energisch an die Tür. Dann gab es lautestes Gelächter drinnen, oder Otto steckte auch wohl den Kopf heraus und sagte mit Grabsstimme: „Es wird eine humoristische Sache zu Ihrem Geburtstag, Tante Mademoiselle!“

Worauf die Besson entrüstet so etwas sagte wie: „Otto, mon cher garçon, du saist eine alte Affe“, und zu Luiße, der „dummen alten Behrson“, hinausging, um ihr einzuschärfen, nicht früher zu servieren, als bis Herr Lauter junior das Haus verlassen habe.

Die „dumme alte Person“ konnte das aber selten abwarten, sie servierte doch für drei — und es waren lange nicht so unverbrannte und unversalzene Schüsseln auf den Tisch gekommen, wie seit der bisher achtjährigen Regentenschaft Herrn Otto Lauters.

Außen von Seiten Wedels, der immer zu hören war, war die Unterhaltung an der Weihnachtstafel nicht auffallend aufgereggt.

Während des ganzen ersten Gangs war man über das lebhafteste Wundern, wie „großartig“ Susi und Studi sich bei dem ungewohnten Lichterglanz „benommen“ hatten, nicht hinausgekommen. Und danach flautete es gleich merklich ab — wie das oft so eine Sonderheit bei

umsfangreicher Familienfesten sein kann! Der alte Dr. Schren war scheinbar noch der vergnüglichste — er sprach von einigen interessanten Fällen von Krebsoperationen mit tödlichem Ausgang und rückte andauernd an Wulffen das Wort, als ob sonst niemand zwischen ihnen säße.

Erloff hatte sich mehrmals sein Einglas ins Auge glemmt und den Doktor süßsant angestiert.

Heribert sprach bei Tisch kaum ein Wort. Es hieß, er habe schon den ganzen Tag Scopifolif.

Erstens das und zweitens fielen ihm Grümm's zu sehr auf die Nerven; er mußte sich erst daran gewöhnen, Erloff anzusehen, ohne ihm an die Kehle zu wollen.

Später, als im Salon Kaffee und Punsch gereicht wurde, taute er allmählich auf und wurde ganz lebendig, als Gabriele von Barten erzählte, daß um die Mitte des Januar die X. vom Deutschen Theater in Berlin in Fünf-Hügelchen ein drei Abende umfassendes Gastspiel absolvieren solle.

„Die X.? Ach, die habe ich ja mehnals bei Berliner Freunden auf Tours und kleinen Abendgesellschaften getroffen! Samole Person, mit der man ein gebildetes Wort reden kann, und — erste Kraft! Da woll'n wir mal ein bisschen Stimmung machen — was, Wedel?“

„Sicher, sicher, solch ein Ereignis!“

„Weißt du, Dina — sie wird sich meiner sehr gut erinnern, und es wäre mir auch sonst lieb, mich den guten Freunden gegenüber rezandieren zu können. Ich möchte mal anfragen, ob sie eine Einladung, bei uns zu wohnen, annehmen würde. Dann sind Professors ja endlich fort, Platz haben wir also.“

„Aber, lieber Heribert, eine ganz fremde Person..“

„Mir ist sie nicht fremd, und es dürfte für unser Haus nur eine Ehre sein, eine solche Künstlerin zu beherbergen.“

„Das ja wohl, aber Künstlerinnen dieses Ranges sind doch sehr anspruchsvoll. Darauf ist doch am Ende der Zuschnitt unseres ganzen Hauses nicht . . .“

„Zimmer doch besser für sie als im Hotel.“

„Und sehr viel billiger!“ lachte Buch spitz.

Heribert warf seiner Frau Schwiegermutter einen kurzen Blick zu und fragte erregter: „Ja, Dina, hast du etwas dagegen — regt sich in dir, nach berühmten Mustern, etwa wieder Krähwinflelei?“

„Aber ich bitte dich, Heribert, wir brauchen das doch nicht gleich auf der Stelle zu entscheiden; es hat ja noch Zeit.“

„Was ist da zu reden und zu überlegen? Wenn sie „ja“ sagt, ist sie willkommen, und dann gibts bei uns den ersten großen Rout, den wir Fünf-Hügelchen für dieses Jahr schuldig sind!“

Heribert hatte sich hinter Dinas Stuhl gestellt und klöpfte ihr zärtlich begütigend auf die Arme. Das allgemeine eifige Schweigen lastete peinlich auf Dina, sie wagte es gar nicht, zu ihrem Vater und dem alten Schren hinzusehen und konnte von dem Gedanken nicht

los, daß diese Unvorsichtigkeit ihres Mannes den Kampf nur erschweren würde, der wegen des Mutterteils zwischen ihm und dem Kommerzienrat entbrennen müßte!

Da sagte Wedel. „Übrigens, lieber Doktor, ich sprach gestern die Frau Professor Düppel — sie war in Ekstase über eine Konzertiere, die Sie mit ihr für die Saiten geplant haben sollen. Stimmt das?“

„Das stimmt, ja“, lachte Herbert, „wenn es von der guten Düppel auch etwas voreilig ist, schon davon zu reden.“

„Was ist denn das nur wieder?“ rief Frau Malwine ganz verängstigt dazwischen, da sie sah, wie ihrem Manne die Adern an den Schläfen schwollen.

„Ich mag noch nicht davon reden, Mutterchen! Wir wollen etwas einführen, was in besseren Provinzstädten überall existiert: eine Reihe von Abonnementskonzerten, zu denen natürlich nur Künstler allerersten Ranges zugezogen werden sollen — vielleicht sechs Abende im Laufe des Winters — für diesen Winter ist es ja zu spät, aber im nächsten hoffen wir damit einzutreten zu können. Düppels haben ja von Berlin und Petersburg her kolossale Verbindungen, und wir meinen, daß sich das rentieren müßte — wir kriegen ja doch auf andere Art hier keine Künstler her. Schlimmstenfalls soll sich ein Konsortium bilden, das das etwaige Defizit deckt.“

„Und wo sollten diese Konzerte denn stattfinden — wenn das zu fragen erlaubt ist?“ sagte der Kommerzienrat in ruhigem, aber doch ironischen Ton.

„Darüber sind wir uns eben auch noch nicht schlüssig, lieber Onkel. In Betracht käme das Museum, der Königshof und nicht zuletzt unser Klub.“

„So so — ob aber wirklich hier das Bedürfnis für solche . . .“

„Aber sicher, Herr Kommerzienrat!“ rief Wedel. „Sehren ist der Mann, all diese Dinge zum Bedürfnis zu stempeln, selbst wenn vorher kein Mensch anähnliches gedacht hat! Profil Doktor — da eröffnen Sie uns wieder Perspektiven! Ihr Schneid, Ihre Energie und Tatkraft — — ein pyramidaler Kerl sind Sie — Profil!“

Uch und Erloff sahen sich an und lachten malitiös-laut und bemerkbar.

Dina stand auf, schob ihre Hand durch Herberts Arm und sagte mit Nachdruck: „Da muß ich dich wirklich öffentlich beloben — nach Musik hat man hier verschmachten müssen. Daß du aber mit der alten Düppel hinter meinem Rücken Durchstechereien treibst, kann ich dir doch nicht vergeben — sie ist mir zu gefährlich und versichert mir bei jeder Gelegenheit, wie „abgöttisch“ sie dich liebt.“

Herbert legte seine Hand leise an Dinas Wange; er war ihr dankbar, daß sie in dieser Minute zu ihm hielt, wo man auf gewisser Seite nur noch den Aufbruch der Gäste abwarten möchte, um in alter Manier über ihn herzufallen.

„Du solltest doch nichts davon erfahren, ehe alles perfekt war — denn glücklicher kann niemand darüber sein als du, das wußte ich und wollte dich überraschen.“

Der alte Sehren war auch längst aufgestanden und hatte sich eingehend alle die Bilder im Salon beschen, die er seit dreißig Jahren kannte: einen in aller Farbenorgie wie vom Sturm verworfen Turner, den er so sehr liebte, ein paar alte kleine Niederländer und einen Preller, dessen hochgehende Seite fast eine ganze Schmalwand deckte.

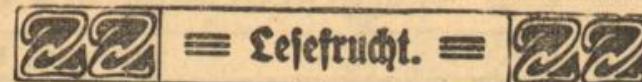
Er hatte beim Turner angefangen, und als er wieder beim Turner anlangte, blieb er noch eine kleine Weile davor stehen, dann wandte er sich kurz seiner Frau zu, nahm sie am Arm und sagte: „Es ist Zeit, komm' Walli.“

Ohne Widerspruch verabschiedete die Doktorin sich sofort. Als sie ihrem Sohne Adieu sagte, nahm sie ihn beim Kopf und beugte ihn gegen ihre Wangen: „Das gibt wieder Sturm, Junge, das gibt wieder Sturm! Du solltest doch so'ne Sachen aber auch wirklich nicht machen,

das dankt dir doch niemand — bloß die Gesichter alle — und Papa wieder — ach Junge, Junge, sprich bloß morgen bei Tisch nichts von alledem, es gibt sonst Bank und Streit, und ich kann's nicht mitanhören, wenn's über dich hergeht.“

„Läßt nur, Mutterchen, schlafe ruhig — heute war es Abicht, ich mußte ihnen etwas zu knacken geben für dies und jenes. Morgen keinen Ton davon, ich verspreche es dir. Adieu, Mutterchen, und nochmals tausend Dank für deine lieben Spargroschen — sie kommen so gelegen — —“

(Fortsetzung folgt.)



Wer viel anfängt zu gleicher Zeit,
Macht alles halb und nichts gescheit. Reinic.

Vom Soldatenheim.

Uns wird geschrieben: In Warschau, Kowno, Suwalki und anderen besetzten Städten sind Soldatenheime errichtet oder im Entstehen begriffen. Und das ist gut so. Denn der Segen dieser Einrichtungen für den Krieger ist außerordentlich groß. Nicht nur für sein leiblich Teil wird hier ohne Gewinnabsichten gesorgt, sondern das „Heim“ gibt ihm, der von Familie und eigenem Haushalt getrennt ist, seelisch noch viel mehr. Er fühlt sich dort allmählich — „wie bei Müttern“, und alle die gemütlichen Gefühle, die, zurückgedrängt durch das neue Leben, die neue Umgebung, um Herd und Heim kreisen, finden hier eine freundliche Stätte. Zugleich aber wirkt die Familienstimmung, die ihn hier umfaßt, sättigend und sättigend auf sein durch das rauhe Waffenhandwerk nicht selten etwas verdorbenes Benehmen. Es geht im Soldatenheim stets ruhig und friedlich zu, nicht lärmend und wüst, wie manchmal in anderen Soldatenfreien, und der hübsche Spruch wird befolgt, der sich häufig angebracht findet:

„Kamerad, tritt ein!
Ein Heim soll's sein
Und nicht — bedenke! —
Eine wüste Schenke.
Nimm ab die Müll,
Dann geh' und sitz'
Gemütlich und friedlich
Und rau' nicht und sauf nicht
Und sing' nicht und spring' nicht,
Sei sauber und nett,
Spud nicht aufs Parlett.
Benimm dich genau,
Als ob deine Frau
Hier schaft' und walte:
Du kennst deine Alte!“

In viele Soldatenheime und Soldatenkästen — die Kästen sind vom Vaterländischen Frauenverein, die Kästen vom Nationalen Frauenbund gegründet — bin ich gekommen und habe hier die anmutigsten und idyllischsten Eindrücke vom Soldatenleben empfangen. Der so notwendige befriedende und mildende Einfluß der Frau, der in der Kaserne und im Felde so ganz fehlt, er macht sich hier wenigstens in einer bescheidenen Form geltend. In den großen „Heimen“, bei denen die Gemütlichkeit zurücktreten muß und etwas von „Massenfütterung“ hereinkommt, imponiert es den Soldaten gewaltig, von „Damen der besten Kreise“ bedient zu werden, und es begegnet ihnen mit ebenso viel Achtung wie Butzweiligkeit. Nicht selten spinnt sich eine Unterhaltung an, und der Krieger nimmt eine unbestimmte Empfindung von „guter Gesellschaft“ mit zu den kalten Wänden und dem berben Ton der Kaserne. Viel hübscher, gemütlicher und fröhlicher geht es jedoch in den kleineren „Heimen“ oder „Kästen“ zu, wo jeder an den Schenken herantritt und sich wie zu Hause seine Portion von der freundlichen „Frau Wintin“ abholte. Da spinnen sich über den Tisch herüber rasch Fäden näherer Bekanntschaft. Bald handelt es sich nicht mehr bloß um Speis und Trank. Der Soldat hat ja so tausendfältige Ansiegen an eine Frauenhand: da bringt einer seine Strümpfe zum Stopfen; ein anderer hat ein Loch zu füllen; ein dritter läßt sich beim Abschneiden eines Palettes helfen. Man gewöhnt sich,

mit kleinen kleinen Leiden und großen Sorgen zu den „guten Damen“ zu gehen, und kurz: man fühlt sich daheim!

Welche Szenen echtesten Humors spielen sich doch in diesen Soldatenheimen ab! Ich kam einmal in eins, das in dem Gemeindehaus eines kleinen Städtchens eingerichtet war. Die Frau Küster hatte außer für ihre sechs Kinder auch noch für die großen feldgrauen Kinder zu sorgen. Da stand sie, umgeben von ihren blondlöffigen Jungen und Mädels, die wie die Orgelseifen abgestuft waren, und machte am hellflammenden Herd Bratkartoffeln. Zwei „Ordonnanzgen“ schälten eifrig die Erdäpfel. Drinnen in den beiden hellerleuchteten Stuben aber herrschte gespannteste Erwartung. „Bratkartoffeln“ lautete das große Wort, das die Herzen höher schlagen, die Magen lauter knurren ließ. Im „Lesegimmer“ war man bei Zeitungen und Zeitschriften nicht aufmerksam; das Grammophon mochte noch so helle Weisen spielen — alles lauschte gespannt nach der KüchenTür, und trat dann die junge Frau heraus und rief: „Viermal Bratkartoffeln fertig!“ — mehr konnte sie nämlich auf einmal nicht machen — dann begann ein Wettkampf danach, und neidisch blickten die andern nach den Glücklichen, die die dampfenden Teller forttrugen. Man wartete weiter in Geduld und Ruhe. „Hier ist es ordentlich“, erzählte mir einer. „Hier kommt jeder dran und wenn's bis Bapfenstreich dauert. Hier ist alles gut und billig 5 Pfennige der Tropf Kaffee, 5 Pfennig die Marmeladenschnitte. Da kann man noch jatt werden!“ Jetzt sind die seligen Zeiten der Bratkartoffeln für die Heime freilich vorbei. Eier und Butter sind zu teuer, der Kartoffelsalat regiert!

Ich kenne eine Soldatenkast in den drei niedrigen Zimmern einer ehemaligen Bäckerei, die ein wahres Schmuckstück ist. An den Wänden hängen hübsche Bilder und stehen sinnvolle, lustige und nachdenkliche Sprüche, Zeitungen und Zeitschriften liegen auf allen Tischen; gute Erzählungen werden unentgehtlich verlesen. In einer Ecke steht ein altes Klavier. Jeder ist gastlich eingeladen in das freundliche Licht und die behagliche Wärme, auch wenn er nichts zu sich nimmt. Aber da alles gut und billig ist, will jeder etwas, und sei's auch nur eine Tasse Kakao für einen Groschen. Man kann Schach und Milhle und Domino spielen, und stets findet sich ein Pianist, der dem alten Klavier Walzerklänge und bekannte Melodien entlockt. Die einen singen mit, andere blidenträumerisch vor sich hin und „denken vergangener Zeiten“. „Das Raft“, wie es genannt wird, ist unter den Kameraden allbeliebt, und die Älteren führen die jungen Rekruten gleich hin. So ist es stets gedrängt voll, und das erhöht die Gemütlichkeit. Leidenschaftlich hängen sie alle an „ihrem Raft“, und die Erinnerung daran folgt ihnen wie ein schöner Traum ins Feld. Die drei alten Damen, die die guten Geister dieser Soldatenheimat sind, bekommen fast täglich aus Osten und Westen, aus Galizien und Serbien, Grüße und Dankesworte an „das Raft“, und immer wieder liest man: „Wir denken oft an den guten Raft-Kaffee und -Kuchen“ oder: „Gibt es noch immer den Pudding, den wir alle so gern aßen? . . .“

Dr. P. B.

Bunte Welt.

Aus der Kriegszeit.

In Deutschlands Vorratskammern führt uns (in einem illustrierten Aufsat, der in Nummer 8 der illustrierten Zeitschrift „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) erschienen ist) G. Grüttel aus Hamburg. Er erklärt: Niemand braucht Furcht zu hegeln: unsere Ernährung ist vollkommen gesichert, sowohl durch die Aufstellung gewaltiger Lebensmittelvorräte wie durch die zur Verteilung dieser Mengen geschaffenen gesetzlichen Maßnahmen. Jede Stadt hat ihre Vorratskammern, in denen die sorgsam vorbereiteten Dauerwaren aufgestapelt liegen. Ferner wurden zur Aufnahme wechselnder oder auch länger zu lagernder Bestände überall im Reiche die verfügbaren Lagerschuppen, Kühltürme, Kalkbassins sozusagen requiriert. Im Herbst 1914 begann man zunächst mit der Sicherstellung der Erntevorräte. Auch ausländisches Getreide kam damals noch nach Deutschland und konnte in großen Mengen geschüttet werden. Zur Streuung der Getreidevorräte wurde alsdann die Kartoffel herangezogen. Und zwar begnügte man sich nicht mit der Verwendung der Frischkartoffel unserer großen Ernte (die Jahre 1918 brachte in Deutschland eine Ernte von über 540

Millionen Doppelzentner) als Nahrungs- und Futtermittel, sondern auch die Industrie der Kartoffeltrocknerei wurde mit grossem Erfolg ausgebaut und führte zur erhöhten Gewinnung von Kartoffelschnipseln und -flocken als Futtermittel und von Kartoffelwalzmehl als Nahrungsmittel. Mit Erfolg waren sich außerdem die Fabrikanten auf die Bereitung von Kartoffelstärke und Stärkemehl, um dadurch zur vielseitigen Gestaltung der Kartoffel als Dauerware willksam beizutragen. Hatte man doch im Herbst vorigen Jahres große Mengen Rindfleisch eingepökelt, so erfuhrn diese Fleischbestände durch die Massenabschlachtung von Schweinen im Frühling eine bedeutende Vermehrung. Während Hunderttausende von Schweinen in den Gefrierräumen ganz Deutschlands untergebracht wurden und die Räuchereien sich in grossem Stil der Spezialitäten, Schinken, Würste und halben Schweine annahmen, stellte man gleichzeitig einen ungeheuren Vorrat an Schweinekonserve dadurch her, daß man gewissermaßen das ganze Schwein (bis auf 14 Proz. Knochen und 5 Proz. Schwund) als Brühfleisch, Wurst, Sülze und Schmalz in Dosen unterbrachte. Pökelprodukte und Röllschinken bildeten den Abschluß der Schweinekonserverierung. Auf diese Maßnahmen folgte dann in den Vorwinter- und Sommermonaten die Vorsorge für Käse, Eier und Butter. Der Mangel an Grünfutter ließ eine Knappheit der Meiereierzeugnisse voraussehen. Deshalb stellte man bis zu je 50 000 Kopf Hartkäse auf den Holzborden des einzelnen Käselagerräums für die kalten Monate zurück. Eine sorgfältige Pflege dieser empfindlichen Dauerware hält unaufhörlich die Lagermeister und ihre Angestellten beschäftigt. Weniger Aufsicht beanspruchen die gestapelten Butterfässer, die eine lange Reihe von Kühlwagen in den heißen Monaten Juli und August unablässig vom Herkunftsland an die Lagerplätze brachte. Ein Heer von Küfern und Prüfern war damit beauftragt, den einwandfreien Zustand der Butter festzustellen und für geeignete Unterkühlsmöglichkeit Sorge zu tragen. Noch weit umfangreicher jedoch gestaltete sich die Organisation zur Beschaffung und sachgemäßen Prüfung und Aufbewahrung des Eier. Infolge des Ausfalls russischer Eier, die im Frieden zu durchschnittlich 7000 Tonnen monatlich eingeführt wurden, beschränkte sich der Bezug auf Österreich-Ungarn, das durch die Unterbrechung des Handels mit den Balkanländern die Friedensaushausrzahl von etwa 5000 Tonnen Eier monatlich nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Trotzdem ist uns durch große Lagerungen in Kalkbassins und Kühlhäusern ein gewisser Eierbestand auch für den kommenden Winter gewährleistet. Von bedeutendem Umfang sind außerdem die Stapelungen an Klippfisch, Salzfisch oder K-Fisch und Stockfisch. Alle drei Namen bezeichnen den Dorsch (Kabeljau), nur in verschiedenartiger Vorbereitung. Der Dorsch kommt als Stockfisch getrocknet, als Salzfisch gesalzen, als Klippfisch getrocknet und gesalzen zur Aufbewahrung. Bei der Herstellung dieser Dauerware leisteten uns die schon früher vorhandenen großen Seestandler und Cuxhavener Trockenwerke vorsichtige Dienste. Sie beschäftigen sich mit Stockfisch und Klippfisch, während die Haltbarmachung des Salzfisches direkt am Kai geschieht, an dem die großen Fischdampfer ihre bereits auf hoher See vorgesalzene Ladung löschen. Hier befinden sich auch die Stapelplätze für die riesigen Salzfischmengen sowie für die Heringsfässer, die zu Tausenden bis zum Weiterversendung kühl und luftig gelagert werden. Die Stapelung der Dauerware ist überhaupt nicht allgemein den hingehend aufzufassen, daß nun die Lebensmittel unangestastet in dem weiten Lagerräumen ruhen. Es findet im Gegenteil, wie schon angegedeutet, bei den meisten Beständen häufiger Wechsel statt. Die Organisation läuft, stapelt auf und verkauft wieder an die Städte und Gemeinden, während die Lagerräume sich durch neue Ankäufe fortlaufend füllen.

Pariser Kriegsabend. Die einstige Reichsstadt Paris ist durch den Krieg sehr schnell in eine Stadt der Stille und der Einbehrungen verwandelt worden. Besonders der Abend und die Nacht in Paris sind nicht mehr wiederzuerkennen. Die Vergnügungslokale müssen eins nach dem andern schließen, die Musik wurde allerort verboten, und selbst die Straßenbeleuchtung ist aus Furcht vor den Revolten gedämpft und auf das Allernotwendigste beschränkt worden. Wie sehr die Verhältnisse des Krieges das Pariser Leben umgewandelt haben, vermag man aus einem abendlichen Stimmungsbild des „Journal des Débats“ ersehen: „Um 11 Uhr abends steht man einsam und verlassen auf dem dunklen Boulevard. Der Fahrdamm ist leer, auf dem Fußsteiga

sieht man nur ungewisse Schatten hin und her huschen. Es sind die unglückseligen Pariser, die aus den Theatern kommen. Eine Droschke taucht aus der Dunkelheit auf, jeder Mann bleibt stehen; man beugt sich vor und sucht zu erraten, ob der Wagen frei ist. Man rastet von allen Seiten, um bald wieder enttäuscht mit einem Seufzer seinen unsicherer Weg fortzusehen. Man tastet oft an den Mauern, man sucht das Dunkel mit den Bilden zu durchdringen und macht bei dem kleinsten Geräusch vorsichtig Halt. Und man stellt fest, daß die Droschken, denen man begegnet, besetzt sind, und daß die leeren Wagen immer auf der anderen Seite der Straße fahren. Nur in schmalen, unbeobachteten Straßen gelingt es manchmal ihrer habhaft zu werden. Endlich glückt es, einen leeren Kraftwagen zu erwischen. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen“, sagt der Fahrer, „daß mein Taxameter verdorben ist.“ Man entfernt sich entrüstet und hört noch den unverschämten Preis, den der Fahrer fordert. Und immer weiter irrt man umher, sucht vergeblich nach einer Fahrgesellschaft, bis man, womöglich um 2 Uhr morgens, da man gerade in die eroberte gebrechliche Droschke steigen will, gewahrt wird, daß man sich vor seiner Haustür befindet . . .

Das Ibarthal, die Wiege des Serbenvolkes. Von Kraljevo auswärts im Ibarthal dringen die deutschen Truppen in das Herz Altserbiens vor. Der kleine, aber reizende Fluß durchströmt die Landschaft von Raschka, den Ursprung der Serbenvölker, und an seinen Ufern begann das Vorspiel des letzten russisch-türkischen Krieges. Hier gründeten 1875 der Woiwode Prolowitz und der Vopo Milica Simonowitsch eine Anzahl Streifkorps und Heidschuhbanden, die berüchtigten „Celas“ der „Kartschi ustašchi“, die zwar gegen die militärisch überlegenen Türken keine Erfolge erzielten, aber den Diplomaten um so mehr zu schaffen machten und Russland einen der besten Vorwände zum Eingreifen lieferten. Weiter flussaufwärts am Ibar, an der Einmündung eines gleichnamigen Wässerdurchlaufs, liegt Raschka, die einstige Quarantänestation gegen Bosnien und die Herzegowina und Mittelpunkt des serbischen Stammlandes. Nach ihr hieß das älteste Serbenreich „Raseje“ und das Volk selbst „Rasejani“, woraus im mittelalterlichen Latein „Massioni“, ungarisch „Raczol“ und deutsch „Raizen“ oder „Rahlen“ wurde. Der letztere Name blieb bis in das 18. Jahrhundert hinein allgemein verbreitet; noch während der österreichischen Okkupation 1718—1739 und später noch 1791 ward der von Serben bewohnte Belgrader Stadtteil amtlich „Raizenstadt“ genannt. Woher der serbokroatischen Clans einst in das Ibarthal in vorgeschichtlicher Zeit eingewandert sind, bleibt noch immer eine der großen offenen Fragen der Weltgeschichte, und nur so viel steht fest, daß die leichten Spuren nach Innerrasiern weisen.edenfalls trafen die Römer hier schon lange sechshafte echte Slavenstämme an, als sie unter Trajan die Lande südlich der Donau kolonisierten und durch sie ein Netz von Militärstränen legten. Das Städtchen Raschka ist zwar erst 1848 erstanden, aber der Heerweg durchs Ibarthal datiert aus der alten Kaiserzeit und das nahe Novibazar, der wichtigste strategische Punkt Altserbiens, galt schon damals als der „Schlüssel von Thessalonike“, dem heute vielgenannten Saloniki. Die starke Festung, das nächste Ziel unserer Operationen, war schon zweimal in österreichischem Besitz, 1689 eroberte es mit ganz Altserbien der Graf Piccolomini, dessen raschem Siegeszug freilich schon im folgenden Jahre der berühmte Großweltachmed Köprili ein Ziel setzte. Genau 50 Jahre später, 1739, stieß Marshall v. Sedendorff gegen Novibazar vor, das der Kaiserliche Oberst Ventulus besetzte und mit Ehren gegen eine starke Übermacht verteidigte. Heute ist es der leichte Rückpunkt der Serben, die gegen die montenegrinischen Berge gedrückt werden: das Ibarthal und die Ibarlandschaft, das Herz Altserbiens, führen zur letzten Katastrophe des Serbenheeres.

Im Kriegsquartier des Barons. Seit der russische Oberbefehlshaber Nikolai Nikolajewitsch nach dem Kaufkurs „verreisen“ mußte und der Baron höchstpersönlich an die Spitze seiner Armeen trat, sind die russischen Leistungen eifrigst bemüht, die Tätigkeit des kaiserlichen Feldherrn in einem möglichst hellen Licht erstrahlen zu lassen. Nunmehr veröffentlicht der russische General Doubenski im „Musikale Theater“ die folgende Schilderung aus dem kaiserlichen Kriegsquartier: „Das Kriegsquartier des Barons wurde in einer kleinen Stadt in Weißrussland eingerichtet. Der Kaiser bewohnt ein

niedriges Haus, in dem zwei Zimmer für seinen Aufenthalt hergerichtet wurden. Nebenan wohnen der Hofminister Graf Freiderich und der Kommandant des kaiserlichen Palastes. Im Erdgeschoß sind der Adjutant und der Leibarzt des Barons untergebracht. Außerdem wohnen Leib- und Kammerdiener und einige kaiserliche Boten in demselben Gebäude. An der Spitze des Gefolges steht der Großfürst Cyril Wladimirowitsch. Nach 9 Uhr morgens verläßt der Baron, in einer russischen Hemdbluse und hohen Stiefeln, das Haus, um sich zum Generalstab zu begeben. Auf diesem Wege wird er von seinem Adjutanten und einem Diener zu Pferd begleitet. Der Baron liest mit dem General Alegojeff die Berichte von der Front und läßt sich die einzelnen Kampfhandlungen erklären. Mittags kehrt der Baron nach seinem Hause zurück. Einige Stunden später folgt eine Spazierfahrt im Kraftwagen. Das Abendessen findet um 7 Uhr statt.

Unabhängigkeit der ostserbischen Einwohner an ihre deutschen Herren. Mit besonderem Stolz meldete die „Times“ in ihrer Ausgabe vom 22. Oktober, daß der Sagahäuptling Andereza Kiwanuka in Nganda durch Sammlung bei seinen Untertanen 18 L. 6 sh 8 d zu den englischen Kriegskosten gegen die „Hunnen“ beigebracht und so neben seiner Anerkennung der „idealen“ Ziele englischer Weltpolitik auch seine Treue der englischen Herrschaft gegenüber bewiesen habe. Wir wollen der „Times“ ihren Stolz auf eine solche „freiwillige“ Gabe eines weder Deutschland noch sonst etwas von der Welt kennenden Häuptlings von Englands Gnaden nicht rauben. Wir sind aber in der Lage nachzuweisen, daß unsere ostserbischen Einwohner trotz aller englischer Aufhebungsversuche immer noch die Herrschaft der „Hunnen“ der der „Engländer“ vorziehen. Heute liegt uns ein neuer Beweis für die wirklich treue Unabhängigkeit unserer Einwohner an ihre deutschen Herren vor. Es ist dies ein in seiner Schlichtheit rührender Brief des eingeborenen Dieners eines bei Jassini gefallenen Offiziers an dessen Vater hier in Deutschland. Der Brief, der uns von einem Freunde zur Verfügung gestellt ist, lautet: „Vierundhalb Jahre habe ich meinem Oberleutnant Dienste geleistet, bis zu seinem letzten Augenblick war ich bei ihm, an meiner Seite ist er gefallen. Ich bin sehr traurig darüber, daß mein „Wvana“ hat sterben müssen. Damit sein Vater sich an seinen Sohn erinnert, schreibe ich diesen Brief. Wir beide waren ungetrennlich. Mein Oberleutnant fürchtete keine Kugel und keinen Feind, nein nicht im geringsten. Stets war er an der Spitze seiner Leute, die für ihn durchs Feuer gingen. Viel hat er geleistet. In der großen Schlacht bei Tanga hat er mit seiner 18. Feldkompanie den Feinden arg geschadet. Ich habe gesehen, wie er damals selbst einen Engländer totgeschossen hat. Mit meinem Herrn bin ich in der Schlacht zuerst allein vorgegangen. Die Aslari mußten hinten warten. Da haben wir festgestellt, daß die Engländer auf ihrer Flucht Maschinengewehre, Gewehre, Munition, Decken, Nahrungsmittel aller Art, Telephonapparate usw. zurückgelassen hatten. Wir holten die Aslari, die alles wegholten. Das war eine sehr große Freude. Oberleutnant von Lettow sagte: „Salding, Sie haben gute Arbeit gemacht, ich freue mich sehr. Der Oberleutnant schätzte meinen Herrn sehr, er stand sich bei ihm ausgezeichnet. Er war ja auch ganz außerordentlich tüchtig. In der Schlacht bei Jassini erhielt mein Herr eine Kugel in den Kopf. Er hat etwa eine halbe Stunde noch gelebt. Über Schmerzen hat er nicht gesagt. Er dachte viel an Deutschland und an seine Verwandten, an Vater, Mutter und Geschwister. Er sagte zu mir: „Selemani, wenn du kannst, schreibe einen Brief an Vater, Mutter und Geschwister und grüße sie von mir.“ Das waren seine letzten Worte. Gleich darauf ist er gestorben. Seinen Auftrag an mich hat er begonnen mit den Worten: „Selemani, ich möchte schreiben, aber ich kann es nicht mehr.“ Auf deutschem Boden aber nahe an der englischen Grenze ist mein Herr begraben zusammen mit dem Major Stepler, Oberleutnant Kaufmann und Oberleutnant Gerlich, sowie Leutnant Erdmann. Es war eine sehr große Trauer. Oberleutnant von Lettow hat zwei Tage lang nichts gegessen, weil soviel tüchtige Offiziere gefallen waren.“ Das der Brief. Erwähnt mag dazu noch werden, daß der wadere Selemani bin Ali weit in der Welt herumgekommen ist und dabei auch Gelegenheit gehabt hat, englische Dienstherren kennen zu lernen. So ist er u. a. bei keinem Geringeren als Lord Kitchener in Transvaal eins Beilang Diener gewesen. (W. C. B.)



Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freizeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Ar. II.

19. Jahrgang.

1915.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Nassauische Gedenktage.

Stand an der Schwelle des Jahres 1915 die Wiederkehr jenes Tages, an dem vor 100 Jahren durch die Verschmelzung des Kriegskollegiums mit der Generaldirektion eine Zentralinstanz für die Truppen der nassauischen Lande geschaffen wurde, so sahen die Sommermonate zum erstenmale die Kontingente von Nassau-Uisingen, Nassau-Weilburg und Oranien-Nassau in einem Verbande zum Kampf vereint gegen Napoleon. Es waren insgesamt 6 Bataillone Infanterie und 1 Jägerkompanie mit 202 Offizieren und 6805 Mann, die da an den langen Juni-tagen 1815 Napoleons Kerntruppen niederringen und damit seiner Herrschaft ein Ende bereiten halfen.

Es liegt sich dies so kurz und einfach — und doch, wieviel staatsrechtliche Umlösungen, wieviel territoriale Veränderungen, Ausgleiche und Umtausche waren vorangegangen, ehe die nassauischen Lande ein zusammenhängendes Ganze zwischen Rhein, Lahn und Main ausmachten, so daß überhaupt eine einheitliche Staatsverwaltung durchgeführt werden konnte. Der Reichsdeputationshauptschluss (1803) hatte den nassauischen Fürstentümern reichen Gewinn für ihre Verluste auf der linken Rheinseite (Saarbrücken, Saarwerden usw.) gebracht; für 41 Quadratmeilen mit 97 000 Einwohnern und 737 000 Gulden Jahreseinkünften erhielten sie 114 Quadratmeilen mit 273 000 Einwohnern und 1,7 Mill. Gulden Einkünften. Und dazu schafften die neuworbenen Gebiete wertvolle Verbindungen zwischen Landesteilen, die bisher ohne jeden Zusammenhang als Exklaven ein stilles Sonderleben geführt hatten. Nach diesem beträchtlichen Gebietszuwachs konnte man auch daran gehen, die Zahl der stehenden Truppen, die sich bis dahin auf einige Schloß- und Gardeskompanien beschränkt hatten, zu vermehren: man bildete aus Weilburger Jägern und Kur-Mainzischen Jägern die Infanterie-Bataillone 2 und 3, und aus dem Ussinger Kontingent verstärkt durch übernommene Kur-Mainzische, Königsteiner und Isenburger Mannschaften die Bataillone 1 und 4. Drei Jahre später, bei der Auflösung des alten Deutschen Reichs, begann ein neuer „Ausverkauf“ deutscher Lande, bis Napoleon durch die Schaffung des Rheinbundes wenigstens für einige Zeit die monatliche Veränderung der Landkarte Deutschland beendete. Mit dreisterer Willkür ist wohl nie deutsches Gebiet verschachert, sind wohl nie erworbene alte Rechte in den Staub getreten worden! Angehobene Dynastengeschlechter, wie die Fürstenberg, Löwenstein, Leiningen, Stolberg u. a. m., werden durch einen Federstrich mediatisiert; andere, wie die Salm, Arenberg, Isenburg nicht nur mit neuen Gebieten und Rechten beschenkt, sondern auch gewürdigt, als Souveräne in den Rheinbund einzutreten. Obwohl die öffentliche Meinung damals viel gewöhnt war, fuhr sie doch unwillig auf, als sie hörte, daß alte Geschlechter wie Oranien-Nassau entthront wurden, dagegen der Graf von Lehen, obwohl er nur über $2\frac{1}{2}$ Geviertmeilen gebot, den Fürstenhut erhielt und „Souverän“ im Rheinbund wurde, weil er der Neffe des bei Napoleon beliebten Fürst-Primas Dalberg war! Was der Kaiser der Franzosen von seiner Neuschöpfung erwartete, stellte sich nur zu bald

heraus: er wollte über ein ergiebiges Truppen-Reservoir verfügen; denn während die sonstige Rheinbund-Verfassung auf dem Papier stehen blieb, hielt er streng darauf, daß die vorgeschriebenen 63 000 Mann, mit denen der Rheinbund ihn in allen Festlandkriegen unterstützen mußte, stets zur Verfügung standen. So bildete auch Nassau-Uisingen aus seinen zwei Bataillonen am 15. Mai 1809 ein Regiment, indes Nassau-Weilburg ein gleiches tat. Außerdem wurden die Kontingente einiger Fürstentümer, wie Hohenzollern, Isenburg, den nassauischen Truppen angegliedert.

Die militärische Hülfe des Rheinbundes nahm Napoleon schon bald in Anspruch und er spannte in der Folge seine Anforderungen immer höher ohne jede Schonung und Rücksicht. Gegen Preußen und Österreich zogen die Rheinbundstruppen an der Seite der Franzosen ins Feld und selbst nach Spanien mußten sie ihm Heeresfolge leisten.

Schon im August 1808 zog das 2. nassauische Infanterie-Regiment nebst 1 Schwadron Reitender Jäger nach Spanien (insgesamt 1814 Mann). Im Dezember 1809 folgte ihm das 1. Infanterie-Regiment, das fortan die Besatzung von Barcelona bildete, und noch im Frühjahr 1813, als Preußen sich schon erhob, ging eine zweite Schwadron Reitender Jäger als Rheinbund-Kontingent Nassaus nach Spanien ab.

Als die Verbündeten nach der Schlacht bei Leipzig an den Rhein vordrangen, schlossen auch der Herzog und der Fürst von Nassau sich ihnen an, und die gegen die Spanier und Engländer kämpfenden nassauischen Truppen erhielten die geheime Weisung, zu den Engländern überzugehen. Dem in Bayonne stehenden 2. Regiment gelang dies auch — allerdings mußte es 469 Mann im Stich lassen, es nahm dafür aber das Rheinbund-Bataillon der Stadt Frankfurt mit! — dagegen wurden jene 469 Mann, wie auch die in Barcelona und Gerona garnisonierenden zwei Jäger-Schwadronen samt dem 1. nassauischen Infanterie-Regiment entwaffnet und nach Frankreich gebracht. Das 2. Infanterie-Regiment ging derweil an Bord englischer Schiffe nach Holland, wo es zur Verfügung des Prinzen von Oranien gestellt wurde, der nach dem Haag zuließ, daß er und soeben wieder die Regierung in den Niederlanden übernahm.

Die Verbündeten hatten in all den Jahren aber von Napoleon gelernt. Mit derselben Energie, mit der er die deutschen Klein- und Mittelstaaten zur Stellung beträchtlicher Truppenkorps gezwungen hatte, drangen sie nun darauf, daß derselbe Vertrag auch der gemeinsamen nationalen Sache bezeugt werde. Wie die anderen deutschen Staaten mußte Nassau sich im Vertrage vom 23. November 1813 verpflichten, Freiwilligenkorps, Linientruppen, Landwehr und Landsturm zu errichten, und zwar sollte die Zahl der Linientruppen, Landwehr und ihrer Reserven das Doppelte des ehemaligen Rheinbund-Kontingents betragen. In den betreffenden Vorschriften heißt es: „Diese Truppen sind mittelst der Reserven stets vollzählig zu halten und müssen überall fechten, wo der Krieg es erfordert. Der Landsturm, der in der obengenannten Zahl nicht eingeschlossen

ist, dient nur in seinem Lande und zur Verteidigung des eigenen Herdes. Jedes Land hat für die Bekleidung und Ausrüstung, sowie für den Sold seiner Truppen aufzukommen und zwar mit größter Pünftlichkeit; außerdem besorgt es das notwendige Fuhrwesen. Die Mächte werden sofort durch Offiziere die Punkte und Stellungen bezeichnen lassen, welche zur Verteidigung Deutschlands befestigt oder verschantzt werden müssen. Zur Ausführung der betreffenden Arbeiten muß unverzüglich geschritten werden.“ Das war aber noch nicht alles. Neben der Aufstellung ihres Kontingents mußten die deutschen Staaten auch mit ihrem Kredit zur Beschaffung der Kriegsosten mitwirken und diesen Kredit bis zum Jahresbetrag der Roheinkünfte ihrer Länder ausdehnen. Das klang anders als zu Zeiten des alten Reichs, wo so viele Staaten bei Ausbruch eines Krieges versicherten, daß sie absolut nicht in der Lage seien, ihr ganzes Kontingent zur Reichsarmee zu stellen, weil sie sonst an den „Abgrund des Verderbens“ geführt würden und wie diese schönen Lügen alle lauteten! Damals handelte es sich um etliche hundert oder vielleicht tausend Mann; Napoleon aber holte mit Leichtigkeit das Gehnache heraus.

Nassau mußte zum Heere der Verbündeten ein Linien-Regiment von 1680 Mann stellen, außerdem ein Jägerkorps und ein Landwehr-Regiment. Da das 2. Infanterie-Regiment in den Niederlanden zur Verfügung des Prinzen von Oranien-Nassau stand, das 1. nebst den Reitenden Jägern sich in Kriegsgefangenschaft befand, mußten alle diese Truppen neu aufgestellt und daneben auch noch der Landsturm gebildet werden. Welche nationale Begeisterung damals aber in den nassauischen Landen herrschte, ergibt sich daraus, daß die Zahl der Freiwilligen genügte, um nicht nur das Jäger-Bataillon (4 Komp.) und das Landwehr-Regiment (2 Bat.) aus ihnen zu bilden, sondern daß auch das Linien-Regiment (2 Bat.) noch manche Freiwilligen zugewiesen erhielt. Der Landsturm vollends, der alle ungedienten Wehrfähigen vom 17. bis 60. Lebensjahr umfaßte, erreichte in 29 Bataillonen mit 174 Kompanien die achtungswerte Stärke von 36 400 Mann. Gleichzeitig wurde in dem Fürstentum Oranien-Nassau, — das Napoleons Willkür von der Karte gestrichen, weil sein Fürst 1806 im preußischen Heere stand, das aber nun seine Selbständigkeit wieder gewonnen — ein Infanterie-Regiment zu 2 Bataillonen und eine Jäger-Kompanie aufgestellt, während auch dort der Landsturm aufgeboten ward. In einem Bericht an den Generalstabsschreiber der österreichischen Armee wird denn auch seitens eines Offiziers, der die Rüstungen der Rheinbundstaaten überwachen sollte, der Opferwilligkeit Nassaus hohe Anerkennung gezollt und namentlich sein Bestreben, den Landsturm als eine dauernde Einrichtung aufzustellen, lobend hervorgehoben. Nicht überall begegnete man nämlich solcher vaterländischen Opferwilligkeit.

Die nassauischen Truppen wurden zu einer Brigade zusammengefaßt und bildeten mit den Kontingenzen von Berg, Waldeck, Lippe, Coburg, Meiningen, Hildburghausen und Strelitz das 5. Korps, das dem Herzog von Sachsen-Coburg unterstellt wurde. Sie wurden dem Belagerungskorps von Mainz zugewiesen, hatten jedoch nur unbedeutende Gefechte zu bestehen. Nach Übergabe der Festung nahmen sie in Mainz, darauf in Worms Quartier. Unterdessen war der Pariser Friede zustande gekommen; die gesangen gehaltenen Nassauer lebten aus Frankreich heim und so ergab sich die Möglichkeit, die neugebildeten Truppen aufzulösen: Landwehr und Jäger wurden entlassen, das 3. Infanterie-Regiment ging im Depot des 1. Infanterie-Regiments auf und das 2. Regiment blieb in niederländischen Diensten.

Als Napoleon von Elba zurückkehrte, schlossen die deutschen Staaten, obwohl sie noch des einigenden Bandes einer Bundesverfassung entbehrten, sich den Großmächten an und stellten ihre Kontingente auf. Nassau sollte, die in den Niederlanden stehenden nassauischen Truppen einbezogen, insgesamt 6080 Mann aufbringen, außerdem noch eine Reserve von 2000–3000 Mann zum Schutz von Mainz bereit halten. So wurden denn das 1. Infanterie-Regiment durch ein Bataillon Landwehr auf drei Bataillone mit 71 Offizieren und 2474 Mann gebracht. Aufallender Weise aber machte diese geringe Verstärkung der Truppen damals Schwierigkeiten — es fehlte an Offizieren und Mannschaften — während man $1\frac{1}{2}$ Jahr zuvor ein weit größeres Korps mit Leichtigkeit aufgebracht hatte. Das Regiment marschierte am 21. Mai nach Brüssel ab, wo es am 7. Juni anlief. Man hätte nun erwarten sollen, daß es mit den

beiden anderen Regimentern nassauischer Landeskinder, dem 2. Infanterie-Regiment (das ja in niederländischen Diensten stand) und dem aus den oranien-nassauischen Landesteilen rekrutierten Infanterie-Regiment Oranien-Nassau, in einen Brigade-Verband getreten wäre. Doch obwohl dies beabsichtigt schien, geschah es einstweilen nicht; wohl aber bildeten die beiden letztgenannten Regimenter nebst der Kompanie oranien-nassauischer Jäger unter dem Oberbefehl des Prinzen Bernhard von Weimar eine Brigade, die zum Corps des Prinzen von Oranien gehörte.

Es ist bekannt, welchen ruhmreichen Anteil die auf niederländischen Boden vereinten nassauischen Truppen an der Niederkämpfung Napoleons genommen haben: 55 Offiziere und 900 Mann, an der Spitze Erbprinz Wilhelm und der Prinz von Oranien, haben es mit ihrem Blute bezogen. Nach der Schlacht bei Waterloo wurde nunmehr aber auch das 1. nassauische Infanterie-Regiment mit den beiden anderen Regimenter zu einer Division zusammengestellt, die mit nach Paris marschierte. Erwähnt sei noch, daß den Nassauern aus der Siegesbeute von Waterloo vier 6-pfündige und zwei 7-pfündige Haubizzen zugewiesen wurden, die 1820 bei der Aufstellung der nassauischen Batterie Verwendung fanden.

Während das 2. Regiment wieder in den Niederlande zurückblieb — übrigens als rein-nassauische Truppe, mit eigener Uniform, eigenem Offizierskorps und von der Verpflichtung frei, gegen Deutschland kämpfen zu müssen — kehrten die anderen nassauischen Truppen im Herbst 1815 in die alte Heimat zurück, nicht ohne daß die territorialen Veränderungen, die der Wiener Kongress und die Wiener Schluszhälfte feststellten, vorher einen Mannschaftsaustausch nötig machten. Da ein Teil der Besitzungen Nassaus nördlich der Lahn an Preußen fiel, die oranischen Lande ganz, diese aber von Preußen zum größten Teil wieder an Nassau zurückgegeben wurden, so mußten die neuen preußischen Untertanen aus dem nassauischen Dienst entlassen werden. Das Regiment Nassau-Oranien gab daher 800 neue Nassauer an das in den Niederlanden bleibende 2. Regiment ab, das dafür 800 neue Preußen entließ.

Am 28. Dezember hielten das 1. Infanterie-Regiment und das Regiment Oranien-Nassau — die oranien-nassauischen Jäger waren wahrscheinlich schon früher zurückgekehrt — ihren Einzug in Wiesbaden. Bald darauf wurde die oranische Mannschaft zum Teil in preußischen, zum Teil in nassauischen Dienst übernommen, das Landwehr-Bataillon des 1. Infanterie-Regiments aber auf die Linie verteilt. Erst 1820 kehrte das 2. Infanterie-Regiment aus den Niederlanden nach Hause zurück, wo damals gerade die Bildung der herzoglichen nassauischen Artillerie-Kompanie vor sich ging.

Mit Stolz konnten so in diesem Sommer die preußischen Regimenter, die als eins mit früheren nassauischen angesehen werden — es sind dies das 1. nassauische Infanterie-Regiment Nr. 87, das 2. nassauische Infanterie-Regiment Nr. 88 und das 1. nassauische Feldartillerie-Regiment Nr. 27 Oranien — der ruhmreichen Tage von Fressnes, Quatrebras und Waterloo gedenken. Aber auch noch ein drittes preußisches Regiment, das Füsilier-Regiment Prinz Heinrich von Preußen, Brandenburgisches Nr. 35, setzt die Erinnerung an ehemalige nassauische Truppen fort; denn bei seiner Errichtung am 13. Dezember 1815 nahm es neben Mannschaften aus dem ehemals nassauischen Saarbrücken auch die Soldaten des kurz darauf aufgelösten oranischen Infanterie-Regiments auf.

Dr. Lt.

Ges.

Der Name Nassau.

Eine wortkundliche Studie von Dr. Wilhelm Schoof (Hersfeld).

Für den Namen Nassau gab es bisher nur wenige Deutungsversuche, und diese wenigen vermochten nicht zu befriedigen. Daher muß schon Nehlein im 3. Bande seines nassauischen Namensbuches (S. 241 Anm. 1) das Zugeständnis machen, daß er mit den bisherigen Deutungen nicht ganz einverstanden sei, daß er aber selbst keine stichhaltige Erklärung wisse.

Dem Eingeweihten ergibt sich sofort, daß wir es hier mit einem Flurnamen zu tun haben. In der methodischen Behandlung eines Flurnamens müssen drei Gesichts-

punkte maßgebend sein: eine möglichst große Zahl von urkundlichen Schreibungen, die volkstümliche Aussprache und die richtige Gruppierung des Namens unter ähnliche Namen desselben Stammes und von gleicher Bedeutung. Diese drei Punkte sind von Grimm, Geschichte der deutschen Sprache 1. Aufl. S. 582 ff., unbeachtet geblieben, was bei dem damaligen Stand der Namensforschung nicht weiter Wunder nimmt. Nach Grimm wird in einer Urkunde vom Jahre 915 der Name zuerst erwähnt.¹⁾ Dort wird ein Hof Nassau dem Kloster zu Weilburg geschenkt. Der Ort lag auf dem rechten Ufer der Lahn oberhalb Dausenau und kam nachher an das Stift Worms. Ihm gegenüber auf dem linken Lahnufer baute zu Beginn des 12. Jahrh. ein Graf von Luxemburg eine Festung, die er gleichfalls Nassau nannte, und um die Mitte des 12. Jahrh. nannten sich alle Grafen von Luxemburg nach diesem Nassau.

Grimm vermutet daher mit Recht, daß die Benennung von Alters her in der Gegend hergebracht gewesen sein müsse, weil „sie sich an Berg und Herrschaft hing“, ahnt aber nicht, daß die Benennung in dieser Gestalt nicht mehr die ursprüngliche, sondern bereits eine umgedeutet ist. So versäßt er in den Irrtum, weil eine alte Genealogie den Namen als madidum orum territorium deutet, daß madidus unserm nass, mhd. naz, alts. nat, got. nats unverwandt sein und daß das in des Anlauts sich in n geschwächt haben müsse. Die Bedeutung der Wiese und Rasse scheine sich aber leicht zu einigen, Matte werde wie Aue einen wasserumflossenen Platz bezeichnen. Auch die „sonst zu erklären schwerfallenden“ wetterauischen Ortschaften Massenheim und Massenbach möchte er zur Erklärung heranziehen.

Auch Foerstemann sieht in der ersten Auslage seines Ortsnamenbuches (II, 1072) in dem ersten Teil von Nassau das Adjektivum nass, abd. naz, asächs. nat., während die Verwirrung in der 3. Auslage noch größer dadurch wird, daß Nassau teils zu einem Stamm Nas, vgl. ndl. nes, osries. nesse „steile Küste, Halbinsel, Landzunge“, teils (wie der Flussname Nassau in Steiermark) zu abd. naz, asächs. nat, hochd. nass gestellt wird. Diese irrite Ausfassung haben sich auch andere Namensforscher zu eigen gemacht. Ich nenne nur Leithaeuser, der auf S. 142 seiner „Bergischen Ortsnamen“ (Elberfeld 1901) zur Deutung von Nat-Nass in Ortsnamen schreibt: „Manchmal genügt zur Ortsbenennung der einfache Begriff nass, gerade wie bei Bergen hoch“. So zieht sich der Irrtum von der alten, von Grimm erwähnten Genealogie an bis heute durch alle Namensbücher hin, wenn auch zuweilen Bedenken gegen die Erklärung einer „nassen Au“ mit der Begründung erhoben worden sind, daß eine Aue in der Regel bereits wasserreich sei, daß daher eine solche Benennung keinen Sinn ergeben könne. Bgl. Bed: Die Ortsnamen des Pegnitztales und des Gräfenberg-Erlanger Landes (Nürnberg 1909) S. 112.

Mit Recht sagt Edward Schröder: Die deutschen Personennamen (Göttingen 1907) S. 19 ff.: „... Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich es ausspreche: schon die Menschen des karolingischen Zeitalters standen dem Sprachschatz, den ihnen ihre altüberlieferten Eigennamen darboten, mit keinem sichereren Verständnis gegenüber, als etwa Klopstock und Schiller dem Heliand oder der Evangelien-dichtung Otfrids.“

Es kann daher die von Grimm angeführte Überzeugung madidum territorium aus einer alten Genealogie für uns leineswegs maßgebend sein, sondern nur als ein Beweis dafür, daß die Bedeutung des Wortes schon früh unverständlich geworden sein muß. Insbesondere muß der erste Teil des Wortes schon früh in seiner ursprünglichen Bedeutung veraltet und ausgestorben sein. Darauf läßt der verdeutlichende Zusatz Au und im Zusammenhang damit die lautliche Veränderung des ersten Bestandteiles schließen. Den Schluß zu der Lösung liefert uns die noch heute volksübliche Bezeichnung des Ortsnamens Nass, woraus wir schließen dürfen, daß der zweite Teil des Kompositums erst später durch gelehrt oder amtliche Schreibung hinzugefügt worden ist, ähnlich wie bei Fulda, Bebra, Aula (Ober-, Niederaula) u. a., die im Volksmund noch heute Fuld, Bever, Auel lauten und aus alten Flurbezeichnungen hervorgegangen sind.

¹⁾ Noch zwei jüngere Belege finden sich in der 3. Aufl. von Foerstemanns altdeutschem Namenbuch, Bd. II. Herausgegeben von Zellinghaus (Bonn 1914) S. 373.

Über die mutmaßliche lautliche Veränderung des ersten Teils, hervorgerufen durch die Zufügung eines die Begrifflichkeit des Namens erhöhenden zweiten Teils, geben uns die vorhandenen urkundlichen Formen des Namens Nassau einige Aufschluß. Oesterley, historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters (Gotha 1883) S. 470, verzeichnet neben der fast regelmäßigen wiederkehrenden Schreibung Nasswe, Nassowa, Nassauwe (1050, 1139, 1184) einmal die Schreibung Assowe (1184) und einmal Assow (1446), während unter den bei Kehlein aaD. 240/41 sich findenden Belegen nur die Schreibung mit R-Anlaut vorkommt.

Daraus geht mit ziemlicher Sicherheit hervor: 1. daß der erste Bestandteil von Nassau schon im 8. und 9. Jahrhundert unverständlich und durch einen Zusatz verdeutlicht worden ist (881 Nasoua, 915 Nassowa), 2. daß der erste Bestandteil durch Prostheze oder Anscheinung des Artikels lautlich verändert worden ist, eine Erscheinung, die auch sonst öfters bezeugt ist, vgl. Nast-Ast, Nasbach-Asbach, Renterod-Enderod, Endert, Nentershausen-Enderschause usw.¹⁾ Bestärkt wird unsere Ansicht durch Heranziehung ähnlicher lautender Flurnamen aus anderen Gebieten. Im Frankenland²⁾ kommt ein Flurnamen die Nessenau vor, welcher im Volksmund die Essenaus heißt und 1535, 1594 als Nessenau bezeugt wird, ebenda eine Nessenmühle, 1514 Nassenmül, 1534 Nessenmül, und Neßstall, im Volksmund Edstol (durch Dissimilation statt Essstall), 1360 zu Neßstal, 1439 Neßstal, 1541 gen. Neßstal, 1510, 1541 Essstall.

Steigen also hierdurch berechtigte Bedenken gegen die ursprünglichkeit des Kompositionsgliedes Nass auf, so werden dieselben noch vertieft durch folgende Erwägungen.

Schon Kehlein, a. a. D. 241, Anm. 1, hebt "erwov" daß die ahd. bzw. mhd. Form naz, flektiert nazzen, nazzen in den urkundlichen Schreibungen von Nassau nie vorkommt, sondern immer nass. Auch unter den von Oesterley aaD. 470 angeführten Belegen findet sich die Schreibung Nazzaw, Nazzavia erst Ende des 13. Jahrhunderts ganz vereinzelt und Nassau im Oberamt Mergentheim ist 1103 als Nassaha urkundlich überliefert, während der Flussname Nassau im Steiermark (ca. 1135 Nazzowe, 1139 Nazzowe) wohl schon früh durch Volksethymologie mit ahd. mhd. naz in Beziehung gebracht worden ist. Ferner führt Kehlein mit Recht an, daß die vorgesehenen Adjektiva in der älteren Zeit fast immer flektiert werden, hier aber nie nassen-, nazzen- erscheint, endlich daß nass vor Au mindestens ziemlich überflüssig wäre, wie auch keiner der zahlreichen nassauischen Gemarfnamnamen auf Au mit nass zusammengesetzt ist.

Es muß also das Bestimmungswort in Nassau auf einen anderen Ursprung zurückgeführt werden und Nass aus einem anderen Wort ungedeutet worden sein, einem Wort, das, wie Grimm annimmt, „von Alters her in der Gegend hergebracht gewesen sein muß“. Dieses Wort ist der uralte, heute längst vergessene Flurname Aß, Ess „Weide, Weidegerechtsame“, meist zusammengezogen Äppen, Äppen „gemeine Trift, jedoch nur für eine beschränkte Zahl von Berechtigten“, über welchen ich an anderer Stelle ausführlich gehandelt habe, ein bisher unbeachtet gebliebener Flurname von der allergrößten Bedeutung für die Namensforschung. Dieses Wort lehrt, mehr oder weniger verstümmt und für das Auge nicht immer leicht erkennbar, in unzähligen Flurbezeichnungen und Ortsnamen wieder, was nicht weiter Wunder nimmt, wenn man bedenkt, daß die Weidewirtschaft in altgermanischer Zeit vor dem Überhandnehmen des Ackerbaues tatsächlich alles beherrschte und daher auch in der Flurnamengebung sich stark wieder spiegelt. Daß die Gemeinweiden in alter Zeit sehr verbreitet und ausgedehnt gewesen sein müssen, darauf deutet die reiche Synonymik von Flurnamen hin, welche „Weide, Gemeinweide“ bezeichnen. Heute sind diese Gemeinweiden vielfach durch Neuordnungen geschmälert, an manchen Orten auch unter die Dorfbewohner aufgeteilt, andere wieder sind aufgesofstet worden und haben sich als Gemeindewaldungen bis zum heutigen Tag erhalten. Mit verändelter Kultur ging der an dem Boden haftende Namen entweder ganz verloren und wurde durch einen andern ersetzt, oder er wurde, da er dem Volksempfinden unverständlich geworden war, volksethymologisch umgedeutet, häufig nicht einmal, sondern mehrmals, be-

¹⁾ Bgl. Kehlein S. 242. ²⁾ Bed S. 112.

sonders dann, wenn zugleich die Volkssage sich des Namens bemächtigte und die Volksphantasie hier freien Spielraum gewann.

So wurde auch der alte Flurname *Aß* umgedeutet zu *Nassau*, weil *Aß* allein dem Volke nicht mehr verständlich war, und die Allgemeinverständlichkeit noch erhöht durch Hinüberziehung des *n* der Präposition oder des Artikels vom Dativ Pluralis (*us* den *Aß*), welchen das Volk empfunden als Singular auffaßte. Wenn auch eine „nasse Au“ so unsinnig ist wie ein „nasser Bach“, so liegt es doch im Wesen der Volksetymologie, daß sie „das Unverstandene, Ungewohnte, Fremde nicht nach der Wahrscheinlichkeit, sondern nach dem mehr oder minder versünderlichen Schein oberflächlich deutet“, in „sorgloser Hingabe an den Gleichklang genügt es etwas zu haben, worauf sich stützen läßt, etwas zu denken, das zu passen scheint, mag es, bei Lichte betrachtet, noch so unsicher und unwahrscheinlich oder unzweifelhaft verkehrt, ja völlig sinnlos sein“ (Andrefsen: Deutsche Volksetymologie 6. Aufl. S. 1 und 2).

So fest eingewurzelt ist diese Ansicht, daß selbst die Namensforscher bei der Deutung solcher Namen sich mit der Auslegung von „naß“ begnügt haben, daß man *nass* als ein Beiwort wie etwa hoch oder trocken angesehen hat, ohne dabei stupig zu werden, allenfalls einen Personennamen *Nasso* oder *Nassicho* darin gesucht hat. Die Umdeutung *Nass* finden wir als Bestimmungswort in einer großen Zahl von Flurnamen wieder. Beck verzeichnet für das oberdeutsche Sprachgebiet in seinem oberdeutschen Flurnamenbuch (Stuttgart 1880): im *Nassach*, *Nassau*, in *Nassetten*, *Nassenmatt* (15. Jahrh.), *Nassenball* (16. Jahrh.), *us* den *nassen äckern* (1525), *zer nassen blatten* (1399), *Nässibach* (1516), *Naszach* (1245), *Nazza* (1264), *Nahzaha* (12. Jahrh.), *Leithäuser* a. a. O. 142 für das Bergische Land: im *nasse Banden*, das *nasse Feld*, *Nassenkamp*, *Nassenstein*, *Nassenweg*, *Nassen*, *Nassweiler*, *Nehrein* a. a. O. 509 für *Nassau*: im *Nassen*, *Nassacher*, *Nassarsch*, *Nassberg*, *Nassberg*, *Nassfeld*, *Nassweg*, *Raſſau*, im *Vollsmund* *Nass*, *Nassauerberg*, *Nassauerweg*, *aufm. Räſſling*, *Nasselwald*, Beck a. a. O. für das fränkische Gebiet: die *Nessen* u., im *Vollsmund* die *Eßenau*, *Nessenmühle*, 1514 *Nessenmühle*, *Gerbing*: die Flurnamen des Herzogtums Gotha (Jena 1910) für Thüringen: *Nazza*, im *Vollsmund* *Naz*, 1378 *Nacza*, *Nassa* neben häufig wiederkehrenden *Aße*, ferner die *Nesse*, im *Vollsmund* *do Näß*, *Nebenfluß* der *Berra*, der *Nessanger*, *vol. stümlich do Näßanger*, *Nesperholz*, neben *volstümlich Esperholz usw.* Aus Hessen nenne ich: der *nasse afer* (Gem. *Dangendorf*), die *Nassenau* (Gem. *Frankenberg*), auf dem *Nassemann* (Gem. *Habbach*), der *Nasse Strauch* (Gem. *Raufenberg*), die *Nassebette* (Gem. *Bürgeln*), der *Nassenbügel* (Gem. *Kollshauen*), auf dem *Nassenstück*, auf der *Nassenbreiten*, die *Nassehede* (Gem. *Wollmar*), der *Nassgrund* (Gem. *Loshauen*), auf dem *Nassen*, *Nassestruth* (Gem. *Ebsdorf*), die *Näße* (Waldbott im *Burgwald*), der *Nasseberg* (Gem. *Braunhausen*) usw. aus Lippe: *Nassenand* (Forsthaus im Teutoburger Wald).

Wie *Esse* neben *Aße* sich findet, so auch *Nesse* neben *Nasse*, *Neze* neben *Naze*, *Nessel* (statt *Nessen*) neben *Nassel*, Flurnamen wie *Nesselbach*, *Nesseldelle*, *Nesselberg*, *Nesselhof* sind infolge von Dissimilation aus *Nessenbach*, *Nessendelle*, *Nessenberg*, *Nessenhof* und diese aus *Nassenbach*, *Nassendelle* usw., nicht aber von *ahd. nezzila*, „Nessel“ herzuleiten, wie vielfach irrtümlich angenommen wird. Vielmehr ist der Begriff „Nessel“ erst vom Volk mit *Nesse* vermengt worden, genau so wie „naß“ mit *Aß* in *Nassau*. So heißen die thüringischen Forstnamen (am Rennstieg) *Nesselbach*, *Nesselberg* im *Vollsmund* noch heute *Nasselbach* (mich-bach), *Nasselbägl*, *Nasselhof* und neben *Nasselbach* findet sich auch *Nassemich* (*Nassenbach*, woraus durch Assimilation in der Volkssprache *Nassemich* wird). Wie *Nassenbach* bzw. *Nassemich* findet sich auch die Benennung *Nasse Körnbach*, im *Vollsmund* *Nasse Kermich*, für ein Gewässer am Rennstieg.

Wie in Thüringen, so findet sich *Nasse*, *Nesse* (neben *Aße*, *Esse*) auch in anderen Gegenden öfters, teils als Flur-, teils als Fluhnamen, wie überhaupt rege Wechselbeziehungen zwischen den Namen von Fluren und Gewässern bestehen, eine Erscheinung, die man lange nicht genügend für die Fluhnamengebung gewürdiggt hat. So findet sich im Lippischen (vgl. Preuß: Die lippischen Flurnamen, Detmold 1893, S. 108) ein *Nebenbach* der *Distel* die *Nesse* über, wie derjelbe neuerdings meist heißt, die *Brüggeneße*, welcher 1482 als *dat water to Nesse* (d. h. *to'n Esse*) ur-

tundlich vorkommt. Im lippischen Saalbuch von 1644 kommt zwar eine *Brüden Nesse* vor, daneben aber auch das *feld to Nesse*, eine *Berkenesse*, ein Grundstück *boven der Aße* und bei dem *Fohren Nesse*. Die *Brükenesse* ist nach der Ansicht von Preuß ein *Bruch* an der *Aße*, welche 1644 urkundlich in der Form *to Nesse* und *boven der Aße* bezeugt ist. Daraus geht hervor, daß neben der weiblichen Form *Aße* auch die männliche Form *Esse* gebraucht wurde, daß also neben der oben angegebenen Erklärung noch eine andere möglich ist. In diesem Falle würde die *Uindeutung* von dem *Mastulum Esse* aus gegangen und infolge von Analogiewirkung auf das Femininum *Aße* übertragen worden sein. Zu der Schreibung *Nesse* neben *Esse* sei noch erwähnt lippisch *Nessenberg*, 1363 aber noch *Esseneberg* (Preuß a. a. O.).

Diese Belege dürften zur Genüge die Umdeutung von *Aß*, *Aße* bzw. *Esse* zu *Nassau*, *Nassenau*, *Nesenau* beweisen. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß daneben auch mundartlich gesprochene Nebenformen wie *Uss*, *Oss*, *Eiss* in die Schriftsprache übergegangen sind und daß nassauische Flurnamen, wie *Us*, *Use* (*Bach*), *Usbeck*, im *Usingen*, im *Uspen*, *Osbach*, *Ochsenbach* (umgedeutet aus *Ossenbach*), *Ochsenberg*, *Eisen* (*Wald*), *Eisbach*, *Eisenbach*, *Eisenberg*, *Isberg*, *Iserberg* u. a. m. daraus hervorgegangen sind. Einer davon ist im Namen der Stadt *Usingen* haften geblieben, im *Vollsmund* *Usinge*, *Usinge*, 8. Jahrh. *Usinga*, *Usingen*, 1326 *Usingen*, 1710 *Usingen* (vgl. Nehrein a. a. O. 279).

So gehen *Nassau* und *Usingen* auf eine Form *Aß*, „Gemeindeweide“ zurück, einen Flurnamen, wie gesagt, von der allergrößten Bedeutung.



Altnassauer Allerlei.

J. B.-G. **Hebräisches aus Nassau.** Die Sprache unserer einheimischen Bevölkerung ist nicht rein. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich Fremdlinge eingeschlichen, die uns eigenartig anmuten. Es sei in dieser Beziehung nur erinnert an die der französischen und hebräischen Sprache entlehnten Worte, die man häufig hören kann. Eine kleine Auslese hebräischer Fremdlinge aus dem Nassauischen Volksmund sei hier wiedergegeben. Man sagt im Nassauischen, dieser oder jener ist gehörig „geknäßt“ worden. Das Wort „knäffen“ verdanken wir den Juden; es kommt von *k'nas* = die Strafe. Ein anderer hat seine „Modes“ gefriegt. Das hebräische Wort dafür heißt „mackeh“ und bedeutet der Schläger. Allbekannt ist das Wort „Schoute, Schauta“, das von „schauteh“ oder „schotet“ kommt, was so viel wie Narr heißt. Bei einem Handel oder Geschäfte „schmuhmachen“ ist gleichfalls allgemein in Nassau verbreitet. Eigentlich heißt es „eine Schnue machen“ von „sch'muah“ = Gerücht, Unwahres sprechen oder Unrechtes tun. Jüdischen Ursprungs ist auch das Wort „ganzen“, das man überall in Nassau kennt. Es kommt von hebräischen „gannov“, der Stehler, der Dieb. Bekannt ist „dalles“ für Armut und „Unglück“; es kommt von *dal* = arm. Ein hebräisches Kind „der Volkssprache ist auch das Wort „acheln“, vom hebräischen *achal* = essen. Er hat 'was Guts „geachelt“. Das hebräische Wort „Dokes“, der Hintere, ist in Nassau allgemein verbreitet. „Schawwesdeckel“, was so viel wie ein schlechter Hut bedeutet, ist jüdischen Ursprungs und allgemein bekannt; ebenso „Schawwesgoje“, eine christliche Frau, die am Sabbat im Judenthause die groben Arbeiten verrichtet. Eine „Schickel“ ist im Nassauischen ein Jüdenmädchen. In „Schlamassel“ ist der geraten, der einen unangenehmen Handel abgewidert hat. Das Wort ist vielfach in Redensarten im Gebrauch. Auch das hebräische „schofel“ in Verbindungen wie schofes Zeug und schofes Kerl ist überall bekannt. Auch das hebräische Wort „meschuge“ = verrückt findet häufige Anwendung. Sehr viele hebräische Worte haben durch unsere „Katziffe“ oder Mezger, die meist mit den Juden in Handelsbeziehungen stehen, bei unserm Landvolke Eingang gefunden. Der Wortlach des Hebräischen ist bei ihnen tatsächlich viel reichhaltiger, als die oben angeführten Beispiele dartun. Manche von ihnen können sich beim Handel mit dem Juden auf Hebräisch verständigen. Auch habe ich in Kurhessen Bauern getroffen, die die hebräische HandelsSprache gut kannten und manchem Mässer abgelaustert haben, was er mit seinem Auftraggeber geheimnisvoll „balatschte“.